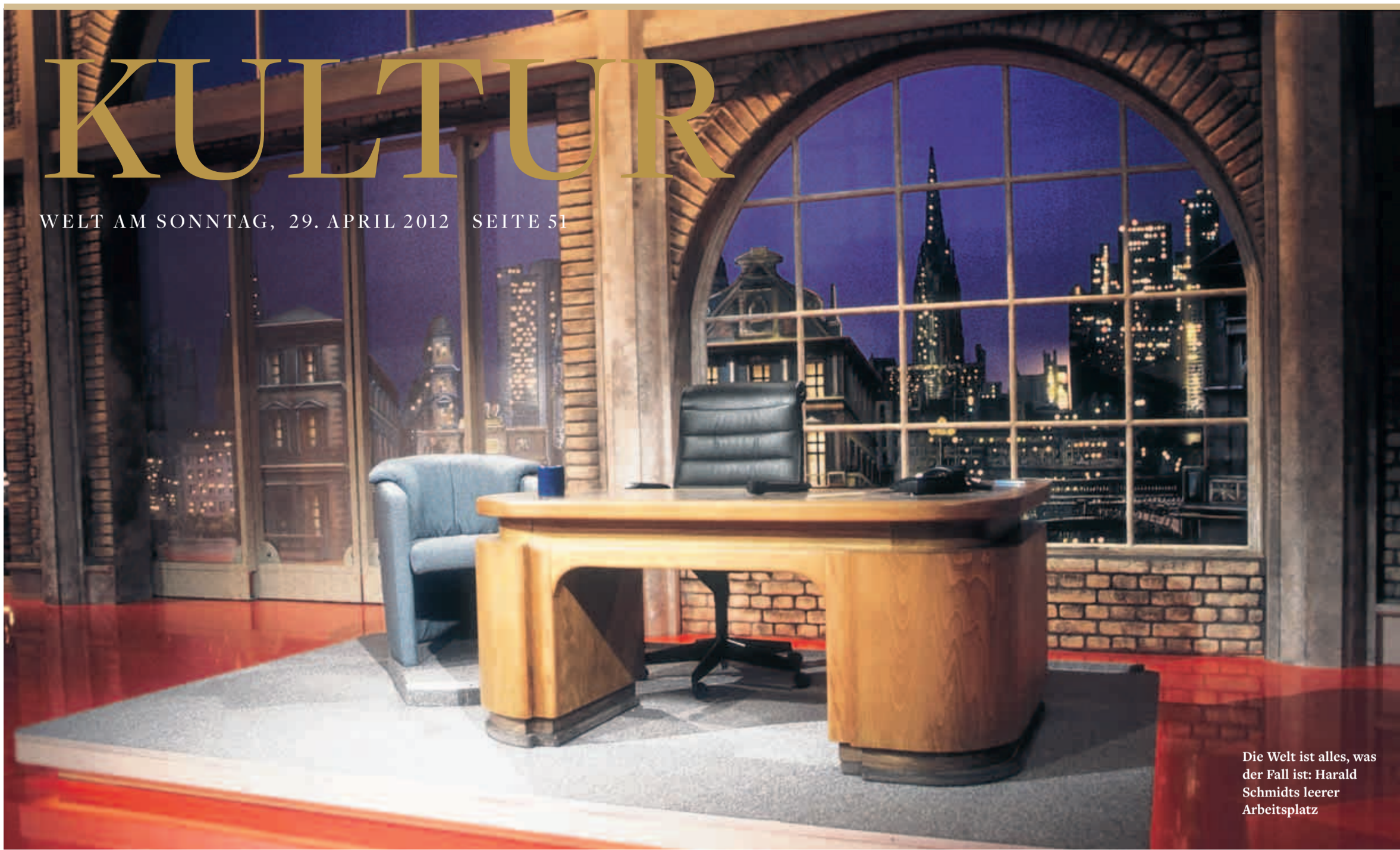


KULTUR

WELT AM SONNTAG, 29. APRIL 2012 SEITE 51



Die Welt ist alles, was der Fall ist: Harald Schmidts leerer Arbeitsplatz

TELEORBIT

Diese Woche
im der Kultur

Rausch

Wie der spanische Altmeister El Greco die Moderne beeinflusste

Seite 52

Exotik

Was das einzigartige Sachbuch „Kongo“ über Afrika erzählt

Seite 54



Dekadenz

Warum der Film „Bel Ami“ trotz Uma Thurman und Robert Pattinson scheitert

Seite 56

Und wenn die Nacht aufhört?

Am Donnerstagabend geht Harald Schmidt zum letzten Mal auf Sendung. Verschwunden ist er allerdings schon lange. Wie einer wurde, was er nicht mehr ist

ANDREAS ROSENFELDER

Ein Schreibtisch ist eine leere Bühne. Zumindest im aufgeräumten Idealzustand, am Nullpunkt der Arbeit. Er bietet eine Fläche, auf der beliebige Themen landen, Fragen formuliert und Urteile gefällt werden können. Es gibt keinen besseren Platz zur Beherrschung der Welt – wenn man in der Lage ist, die abstrakte Macht auszuüben, die dieses urbürokratische Möbelstück verleiht.

Als Ray Cokes, der längst weißhaarige MTV-Moderator aus einem versunkenen Fernsehzeitalter, am vergangenen Donnerstag das Studio der „Harald Schmidt Show“ betrat, während Helmut Zerlett Blechbläser das Riff von „Money for Nothing“ nachspielte, setzte er sich nach einem kurzen Moment der Verwirrung nicht auf den Gästesessel, sondern auf den Drehstuhl von Harald Schmidt. Es war eine symbolische Enthronung, die das Ende der abgesetzten Sendung in der kommenden Woche vorwegnimmt. Und als der gleichfalls weißhaarige Gastgeber seinen Gast nach einem erstklassigen Dada-Smalltalk verabschiedete, bis zum nächsten Mal, da beugte sich Ray Cokes mit gemeinem Grinsen über den von ihm in Besitz genommenen Holztisch: „There is no next time. Your show is kaputt and finished!“

Wie lange ist es her, dass dieser Schreibtisch jener Ort war, wo Nacht für Nacht ab 23.15 Uhr festgelegt wurde, was vom Tage übrig blieb? Ein Ort der amtlichen Ansagen, an dem mit Sprechakten durchregiert wurde – und das besonders gnadenlos, wenn diese Sprechakte durch Ironie ihre eigene Amtlichkeit leugneten? Der Schriftsteller Rainald Goetz nannte die „Harald Schmidt Show“ bei einem Gastauftritt vor zwei Jahren noch „die maßgebliche Stelle, die spricht“. Da benutzte er allerdings schon das Imperfekt, was Schmidt sofort mit einem Herabziehen der Mundwinkel quittierte.

Allein mit seiner Mimik, mit jedem Zurechtrücken der Brille und jedem Einsaugen der Luft nach dem Schluck aus dem Wasserglas, mit all seinen schmalhändigen Ordnungsgesten sortierte Harald Schmidt die Dinge. Diese Fähigkeit hat er, trotz der Auszeiten und Senderwechsel, bis in die jüngsten Folgen hinein behalten. Aber eine Welt, in der seine Sätze Geltungskraft besitzen, existiert

längst nicht mehr – was die im Internet kursierenden Sammlungen seiner „Sprüche“ oder wahlweise „besten Sprüche“, ein toter Zitatenschatz für Humorspieler, nur belegen.

Als Harald Schmidt die Institution der Late-Night-Show 1995 nach Deutschland überführte, indem er sein amerikanisches Vorbild David Letterman auf Sat.1 bis ins Detail kopierte, galt Fernsehen noch als aufregendes Leitmedium einer Gesellschaft, die sich unbedingt als Mediengesellschaft wahrnehmen wollte – ganz gleich, ob sie gerade den Popsender Viva einschaltete oder in den Schriften von Niklas Luhmann blätterte.

Schmidt schenkte diesem Zeitalter, das seinen Zenit um die Jahrtausendwende erreichte, das perfekte Instrument zur Weltbeobachtung: ein Format, das mit gleichschwebender Aufmerksamkeit alles durchmusterte, was an einem Kalendertag ausgestrahlt, gedruckt und gedacht wurde, das keinen Unterschied zwischen Kai Pflaume und Hellmuth Karasek machte und der Bundesliga dieselbe Bedeutung einräumte wie dem Burgtheater. „Late Night ist alles, was der Fall ist“, hat Harald Schmidt einmal gesagt – und tatsächlich gibt es fast keine Angelegenheit, die nicht irgendwann über seinen Schreibtisch gegangen wäre. Rupert Murdoch, die Internationale, Bischof Dyba, Theodor W. Adorno, die Transerunion, Andrea Ypsilanti, die Spekulationsfrist, Adolf Hitler, der Ikea-Katalog, Vater Graf und Bachs Fantasie G-Dur BWV 572.

Als echte Weltformel funktionierte die „Harald Schmidt Show“ allerdings nur so lange, wie sie in stumpfer Rotation an jedem verdammten Abend in der Woche auf Sendung ging, angeschlossen an den Stromkreislauf des Tagesgeschehens, und das auch noch im angenehm kulturlosen Umfeld eines großen Privatsenders, wo die Sendezeit so unverschämterweise, dass man sie sinnlos verschwenden konnte. Zum Beispiel, indem man zum Spaß im Sekretariat des Suhrkamp-Verlags anrief, die Stille im Studio in Dezibelmaß oder einen Studenten der Filmwissenschaft aus Mainz dazu zwang, mit gelbem Schutzhelm Zementsäcke und Kartoffelsalateimer vom Dach des Studiogebäudes hinabzuwerfen.

Das war vorbei mit der letzten Show auf Sat.1, am 23. Dezember 2003, und alles, was später noch kam, allein und an der Seite von Oliver Pocher, in der ARD und zuletzt wieder bei Sat.1, auf unregelmäßigen Sendeplätzen, all das war nur noch Spartenfernsehen für Leute, die eigentlich längst nicht mehr fernsehen, und wenn, dann landeten sie eher bei

Sein Element war die Mimikry, ein brutal genaues Abkopieren der Wirklichkeit

„Wer wird Millionär?“, weil das gleich nach der „Tagesschau“ kommt.

Am Rande des Wahrnehmungsfeldes aber kann Harald Schmidt, der mit einer seltsamen Obsession immer wieder seine gescheiterte Theaterkarriere und das drohende Schicksal als Statist und „Kantinenchauspieler“ beschwört, nicht als Harald Schmidt agieren. Er hat die Aufmerksamkeitsökonomie, nicht zufällig eine Entdeckung der späten Neunziger- und frühen Nullerjahre, beherrscht wie kaum jemand sonst – und war zugleich viel mehr von ihr abhängig als von den Kursen jener Aktien, in die er sein vielfaches Millionengehalt investierte.

Schlechte Quoten haben ihm von Anfang an nichts ausgemacht. Im Gegenteil war er immer dann besonders gut, wenn die Senderchefs ihn schon auf die schwarze Liste gesetzt hatten. Aber er genoss die tägliche Applausbrandung vor dem Standup, die regelmäßige Beachtung der Feuilletons, das Ritual des alljährlichen „Spiegel“-Gesprächs. Dass Schmidt seit siebzehn Jahren ein Gegenstand fortwährender Überinterpretation ist, dem man vom „Lästerraum“ über „Dirty Harry“ bis zum „Olympier“ und dem „Mann ohne Eigenschaften“ alle verfügbaren Etiketten der Hoch- und Tiefkultur auf die Stirn geklebt hat, gehört ebenso zu seinen Möglichkeitsbedingungen wie die in fast jedem Interview abgefragten Anekdoten über die kleinbürgerliche Herkunft aus Nürtingen, die hässlichen Kassenbrillen in der Schulzeit, sexuelle Misserfolge seiner frühen Jahre und die C-Prüfung für Kirchenmusik mit Orgeldiplom in Rottenburg am Neckar.

Dabei ist Harald Schmidt das genaue Gegenteil eines deutschen Originalgenies, dessen Lebenslauf man erst einmal nach Unordnung und frühem Leid durchwühlen müsste, um das Geheimnis seiner Schaffenskraft zu entschlüsseln. Sein Element war die Mimikry, ein Abkopieren der Wirklichkeit, das nur deshalb so böse wirkt, weil es brutal genau verfährt, bis in die flüchtigste Handbewegung und den beiläufigsten Halbsatz. Wenn er sich immer wieder die Masken der Terrassenrenovierer und Spargelesser, der Provinzbuchhändlerinnen und Karibikurlauber überzog, aus denen bestimmt die Hälfte seines Publikums bestand, dann sicher nicht aus übersteigertem Einfühlungsvermögen.

Schon als er noch Gags für Radio Luxemburg schrieb, in den Achtzigerjahren, fiel er den Kollegen auf als jemand, der sich innerlich ständig Notizen macht. Sogar Konversationen denkt Harald Schmidt zur Vorbereitung durch wie ein Schachspieler. Sein Grundverhältnis zur Welt ist professionell, und die wenigen Sätze, die er über sein Privatleben verliert, machen deutlich, dass es keine Rolle spielt: „Ich bin unfähig, Freundschaften zu pflegen. Bei mir läuft halt den ganzen Tag die Show im Kopf.“

Die Show ist jetzt vorbei. Und alle Bilder, die uns Harald Schmidt als alternen Privatier vorführen, wie Wittgenstein in einer abgeschiedenen Hütte lebend, stammen aus Interviews, die unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit gege-

ben wurden und deshalb so richtig klangen, weil sie eben Teil der Show waren.

Im Jahr 2001, auf dem Höhepunkt seines Ruhms, hat Günter Gaus ein Gespräch mit Harald Schmidt geführt. Es war nicht witzig. Schmidt, der Meister der Selbstbeherrschung, sagte ständig

„sozusagen“ oder „äh“, und er geriet bei fast jedem Satz ins Schwimmen. „Wenn Sie alles gleich ironisch sehen, dann beneiden Sie sich natürlich verschiedener Möglichkeiten, vielleicht neue, neue Erfahrungen zu machen.“ Ob er ein Melancholiker sei, fragte Gaus. „Zum Teil.“

Ohne seinen Schreibtisch, ohne seine Sendung und ohne sein Publikum ist Harald Schmidt eben doch ein anderer. Den Platz am Ende der Nacht wird er am späten Donnerstagabend räumen, auf Sat.1, um 23.15 Uhr, am Nullpunkt. Wir alle sollten ihm dabei zuschauen.

ANZEIGE

DEUTSCHE+GUGGENHEIM

Roman Ondák
do not
walk outside
this area

Deutsche Bank presents
Artist of the Year 2012
26.4. – 18.6.

Unter den Linden 15/15, 10117 Berlin Mitte
10 – 20 Uhr, Montags Eintritt frei
deutsche-guggenheim.de, db-artmag.de

Rechtlich verantwortl. durch die Deutsche Bank und
ihre Tochter R. Guggenheim Foundation